Um ein Wort!

Originalroman von Josephine Schabe-Hübicke.

(13. Fortsetzung.)

Erschrocken fuhr Eva auf und starrte das Kind mit weit geöffneten Augen an. Sibylle weinte um sie? — Oh, wenn sie wüßte, wie wenig sie das verdiente, gerade sie!

„Ja, willst du es ihr denn nicht sagen?“ mahnte da leise Hannchens Stimme, und mit plötzlichem Entschluß beugte sich Eva nieder und küßte das Kind stumm und hastig zum ersten Male von ganzem Herzen. Es war wie ein schweigendes Gelöbnis, und Hannchen nahm es wohl auch dafür, denn ihr schmales, blasses Gesichtchen zeigte ein beglücktes Lächeln und doppelt liebevoll schmiegte sie sich an Sibylle an, als diese nach einer Weile ins Zimmer trat.

Eva war nicht mehr da. Sie war hinaufgeeilt. Sie mußte allein sein, um den Sturm in sich auszukämpfen, den die Worte des blinden Kindes in ihr entfacht hatten.

Oben in ihrem Stübchen rang und kämpfte sie mit sich. Wenn sie es Sibylle sagte, dann war alles aus für sie, jede Hoffnung, dann war schon der Gedanke an den anderen eine Sünde, denn Sibylle hatte Franz Ressel einst geliebt und würde darauf bestehen, daß sie ihm nun das Wort hielt, das sie ihm gegeben hatte. — Aber Sibylle weinte um sie, hatte das Kind gesagt.

Da richtete sich Eva mit festem Entschluß in die Höhe. Sibylle sollte ferner nicht mehr um sie weinen, jetzt würde sie den Mut finden, alles zu beichten.

Sie trat zum Fenster und blickte die verschneite Straße hinab.

Unwillkürlich nahm sie das sich ihr bietende Bild voll auf: die unregelmäßigen kleinen Häuser zu beiden Seiten mit den vielen Giebeln und Vorsprüngen, die jetzt der Schnee alle mit einer dicken weißen Haube übergogen hatte. Darüber die eigenartige Stimmung der Stunde, in der Tag und Dunkel sich zu vermischen beginnen. Hier und dort flammte schon eine Laterne auf, und deren gelber Schein verdrängte im kleinen Umkreise die Dämmerung.

Eben wollte Eva zurücktreten, als sie wie festgebannt auf ihrem Platze stehenblieb.

Das konnte doch nicht sein! Das war doch Schein, nicht Wirklichkeit, daß dort eine Gestalt die Straße heraufkam, eine Gestalt, die sie aus Tausenden heraus erkannt haben würde: groß, breitschultrig, fest und sicher.

Sie schloß die Augen und öffnete sie wieder, aber das Bild blieb; es war Wirklichkeit. Er, dem ihre Sehnsucht, ihre heimlichen Träume galten, er kam, kam in dieses Haus.

Schon hatte er das Doktorhaus fast erreicht, da schüttelte Eva die Erstarrung ab, die sie umfangen hielt. Sie trat hastig zurück und ihre Blicke glitten einen Moment unschlüssig, angstgequält durch den stillen Raum. Dann lief sie auf die Tür zu und drehte den Schlüssel herum, ein-, zweimal.

Nun erst fühlte sie sich sicherer und atmete auf. Aber das Blut jagte ihr fieberud durch die Adern, und ihre Gedanken gingen unstet hin und her. Was wollte er? Warum kam er? Er mußte doch gemerkt haben, daß sie vor ihm geflohen war. Nun kam er bis hierher und brachte aufs neue all ihre festen Entschlüsse ins Wanken. Aber sie durfte sich nicht irremachen lassen, sie mußte festbleiben um jeden Preis. Ihn nur nicht sehen, ihn nicht sprechen müssen! Das konnte keiner von ihr verlangen, keiner konnte sie dazu zwingen.

Unwillkürlich lauschte sie nach unten ... Aber nein, sie wollte nichts hören, nichts sehen.

Sie warf sich vor ihrem Bett nieder und drückte den Kopf fest in die Kissen. Da hörte sie ihr eigenes Herz hämmern und klopfen. Wie lange er blieb! Gewiß sprach er mit Sibylle. — Und jetzt — —

Eva zuckte zusammen. Lautes Klopfen an der Tür zerriß die Stille. Und da ertönte Sibylles Stimme freudig und erregt.

„Eva, Eva, so mach' doch auf! Ich bringe ja Gutes, eine frohe, frohe Nachricht.“

Aber Eva preßte nur um so fester die Lippen aufeinander.

Draußen rüttelte Sibylle an der Türklinke, aber vergebens.

„Aber mein Gott, Eva, so öffne doch! Was hast du denn? Du zwingst mich ja, es zu sagen, was eine Ueberraschung für dich sein sollte. Unten ist jemand, der dich sprechen will, den die Sehnsucht hergetrieben hat von Thüringen. Begreifst du nun?“

Eva war aufgestanden. Totenbleich war ihre Gesicht, aber sie sagte sich, daß sie antworten müsse.

„Ich weiß es, aber ich will niemanden sehen. Sag' ihm das, Sibylle.“

So seltsam und tonlos klangen die Worte, daß Sibylle nicht sogleich begriff. Dann drängte sie aufs neue:

„Aber so öffne doch erst einmal!“

Da ging Eva schwerfällig zur Tür. In ihren Bewegungen lag etwas Starres, Automatenhaftes. Ebenso starr und unbeweglich sah sie Sibylle ins Gesicht. Die schrie leise auf bei Evas Anblick.

„Um Gottes willen, was ist dir, Evchen, bist du krank?“

Doch Eva schüttelte den Kopf. „Nein, ich bin nicht krank, aber man soll mich in Ruhe lassen, ich will niemanden sehen“.

Da schlang Sibylle zärtlich den Arm um die Schwester.

„Auch nicht den Oberförster Eberhard Stein?“ fragte sie leise, dicht an Evas Ohr.

Eva machte sich aus den sie umschlingenden Armen frei. „Auch ihn nicht, ihn am wenigsten von allen Menschen in der Welt. Geh', sag' ihm das, Sibylle! So geh' doch, damit er nicht hierherkommt.“

Die Angst schien sie fast von Sinnen zu bringen, wie wäre sie sonst auf die Idee gekommen, daß der im Hause Dr. Brands völlig fremde Eberhard hier herauf kommen könnte.

Sibylle war völlig verwirrt. So hatte sie sich doch getäuscht, als sie glaubte, Eva litte um ihrer Liebe zu dem Oberförster willen. Wenn sie das alles nur begriffen hätte!

Eva aber ließ ihr keine Zeit mehr zum Fragen; sie schob die Schwester zur Tür hinaus, und Sibylle stand eine Weile fast verlegen vor der Tür des Salons, in dem der Gast wartete.

Er hatte auf sie einen so vortrefflichen Eindruck gemacht in seiner schlichten, ehrlichen Männlichkeit. Wie einfach und offen er mit ihr gesprochen und ihr seine unbezwingliche Liebe zu Eva gestanden hatte, und sie, sie hatte ihm Hoffnung gemacht, wenn auch nicht in Worten, aber aus der Art, wie sie seine Werbung aufgenommen, mußte er annehmen, daß Eva mit ihr über ihn gesprochen und sie nicht im Zweifel über ihre Gefühle gelassen hatte. Das fiel Sibylle nun schwer aufs Herz. Wie sollte sie die Worte finden, um ihm Evas Weigerung schonend beizubringen?

Alles aber, was sie dachte und empfand, stand so deutlich in ihren Zügen, daß Eberhard es wußte, noch ehe sie ein Wort gesprochen hatte.

Er stand auf. Sein Gesicht war blaß, aber seine Haltung blieb ruhig.

„Eva will nichts von mir wissen, sie weigert sich, mich zu sehen“, sagte er mit leise bebender Stimme.

Sibylle senkte schmerzlich bewegt den Kopf. Da fühlte sie, wie er mit festem Druck ihre Hand ergriff, um sich zu verabschieden und plötzlich fand sie Worte.

„Eva ist ja noch ein Kind, sie ist sich gewiß selbst nicht klar über ihre Gefühle. Wenn Sie das, was Sie heute hier erfahren, noch nicht als den letzten, endgültigen Abschluß auffassen wollten, Herr Oberförster —“, sagte sie bittend. „Ich kenne Sie nur aus Evas Erzählungen, und doch habe ich das Gefühl, daß ich niemandem lieber als Ihnen das Geschick meiner kleinen Schwester anvertrauen möchte“.

„Haben Sie Dank für dieses Wort, gnädige Frau. Aber ich weiß nun, was ich wissen mußte. Nur die Ungewißheit war es, die mich quälte. Ueber das andere komme ich schon hinweg“.

Dann war er gegangen, und Sibylle konnte sich nicht helfen, sie ließ sich auf den nächsten Stuhl sinken und ihre bittere Enttäuschung machte sich in heißen Tränen Luft, bis Hannchen ins Zimmer kam und sie angstvoll um den Grund ihres Schmerzes fragte.

Aber was waren die Tränen, die Sibylle weinte, gegen die, die Eva in der Stille ihres Stübchens vergoß! Auch sie hörte die Tür hinter Eberhard zufallen und hinter den Vorhängen versteckt sah sie seine breitschultrige Gestalt langsam die Straße hinabgehen.

Er hielt den Kopf nicht so stolz aufrecht wie sonst; irgendeine schwere, unsichtbare Last schien ihn niederzudrücken. Deutlich sah Eva in dem Schnee die Spuren, die seine Schritte hinterließen, und als sie ihn selbst nicht mehr sehen konnte, starrte sie darauf hin, bis der niederwirbelnde Schnee sie verwischt hatte.

Da überlief sie ein Frösteln. Eisig kalt rann es ihr durch die Glieder. Sie wußte, da war ihr Glück davongegangen. Trübe und dunkel lag die Zukunft vor ihr, von keiner Hoffnung mehr erhellt — und sie weinte. ...

15. Kapitel.

Als Sibylle spät am Abend ihren begreiflichen Groll gegen Eva niedergekämpft hatte und kam, um nach der Schwester zu sehen, quoll ihr weiches Herz über vor Mitleid, so erbarmungswürdig sah Eva aus. Sie weinte nicht mehr, aber ihre Augen zeigten einen so hoffnungslosen, müden Ausdruck, ihr Gesicht war so blaß und ernst, wie versteinert in stummer Qual, daß man ihr ansah, wie sie litt.

Das Feuer im Ofen war erloschen, es war bitter kalt in dem Stübchen. Eva schien es nicht zu empfinden. Erst als Sibylle sie umfaßte und sie zwang, sich zu erheben, merkte sie, wie sie fror.

Sibylles Augen hatten sich mit Tränen gefüllt. Sie begriff Eva nicht mehr, sie begriff nichts mehr. Sie rief nach Anne, die das Feuer schüren und heißen Tee bringen mußte, und wie am ersten Abend nach Evas Ankunft brachte sie die Schwester zu Bett. Sanft und zärtlich strich sie ihr die schmalen Wangen. „Schlafe, Evchen, das wird dir neue Kraft geben, dann wird alles wieder gut werden.“

Da huschte ein mattes, tieftrauriges Lächeln um Evas Mund. „Nein, Sibylle, gut wird es nie mehr, jetzt nicht mehr“.

Und diese trostlosen Worte drängten Sibylle eine Frage auf die Lippen. Sie neigte sich nieder und sah Eva tief in die Augen. „Sag' mir eins, Eva, liebst du ihn, liebst du Eberhard Stein?“

Da faltete Eva die Hände wie zum Gebet. Ein Ausdruck unsäglicher Inbrunst lag einen Augenblick verklärend auf ihren Zügen.

„Ob ich ihn liebe? Ueber alle Maßen, mehr als mein Leben lieb' ich ihn.“

„Und dennoch weigerst du dich, ihn zu sehen?“

Sibylle rief es betroffen. Sie schien an Evas klarem Verstand zu zweifeln.

Diese aber hatte sich müde der Wand zugekehrt. „Frag' jetzt nicht weiter, Sibylle, eines Tages wirst du alles verstehen, nur jetzt, jetzt laß mich.“

Sie schloß die Augen und Sibylle unterdrückte die weiteren Fragen, die ihr auf den Lippen schwebten: Morgen aber, morgen sollte Eva ihr beichten müssen, das war doch zu töricht! Das alles, das mußte sich doch klären lassen!

Das war Sibylles letzter Gedanke, als sie Evas Zimmer verließ, aber ihr Entschluß kam nicht zur Ausführung. Am anderen Tage war Eva krank. Sie hatte etwas Fieber und lag völlig teilnahmlos, ohne irgendeine Frage zu beantworten.

Erich, der auf Sibylles angstvolle Bitte sofort nach der jungen Schwägerin sah, verordnete Ruhe, nichts als Ruhe, um einer beginnenden Gehirnentzündung vorzubeugen; jede Aufregung mußte man der Kranken ersparen.

Da saß denn Sibylle mit all den sie quälenden Fragen und der angstvollen Sorge im Herzen, bewachte Evas schwere Atemzüge und erneuerte gewissenhaft die Eisbeutel auf der fieberheißen Stirn der Kranken.

Hin und wieder entschlüpfte den Lippen Evas ein leises Wort, das Sibylle aber nicht verstehen konnte. Ab und zu kam Hannchen einmal lautlos hereingehuscht, und einmal legte sie einen kleinen Tannenzweig in Evas Hände. Es war jetzt dicht vor Weihnachten, da spielte die Tanne ihre Rolle.

Und es war, als ob Eva plötzlich aufmerksam wurde; der Duft des Zweigleins schien Erinnerungen freundlicher Art in ihr zu erwecken, denn sie lächelte.

Täglich kam auch Erich ein paarmal. Er war mit dem Verlauf der Krankheit zufrieden und tröstete Sibylle. „Weihnachten ist sie wieder frisch und munter, verlaß dich darauf“.

Und er schien recht zu erhalten; es kam bald der Tag, wo Eva das Bett wieder verlassen konnte. Nur im Zimmer sollte sie einstweilen noch ruhig bleiben, um sich keiner Zugluft auszusetzen. Es drängte sie aber auch gar nicht, sich unter die anderen zu mischen.

In ihrem Zimmer saß sie still und allein, meist gedankenlos, denn sie war noch müde, so grenzenlos müde. Ihre Bewegungen waren lässig und schwerfällig; alle Jugendfrische schien von ihr genommen zu sein, ebenso wie die Hoffnung und die Freude.

Und doch tat Sibylle, was in ihren Kräften stand, um Eva zu erheitern. Niemals quälte sie die Schwester mit Fragen, sie zeigte ein stets fröhliches Gesicht und suchte Eva Interesse an ihren kleinen Weihnachtsgeheimnissen beizubringen. Auch Hannchen schidte sie oft hinauf, in der Hoffnung, das Geplauder der Kleinen, die von der nahenden Weihnachtsfreude schon jetzt ergriffen war, würde Eva zerstreuen, und Erich erzählte abends der kleinen Schwägerin Schnurren und heitere Erlebnisse aus seiner Praxis.

Eva hörte alles an. Sie nickte und warf auch hier und da ein Wort ein, aber an ihrem Zustande änderte das nichts.

Nun waren es nur noch vierzehn Tage bis zum Weihnachtsfest. Da kam Sibylle einmal hastig die Treppe heraufgeeilt, und Eva, in dem Glauben, daß die Schwester ihr wieder irgendeine hübsche Sache zeigen würde, mit der sie die Ihren zum Fest erfreuen wollte, sah mit ergebenem Ausdruck nach der Tür.

Aber heute schien Sibylle nicht freudig gestimmt, und unwillkürlich zuckte Eva zusammen und fühlte sich beunruhigt. Solange hatte sie alle Gedanken leicht beiseite schieben können, nun stieg plötzlich dunkel und schwer das Gefühl ihrer Schuld gegen Sibylle wieder in ihr auf. — So sonderbar sah die Schwester aus. Sie bemühte sich zwar, ihre Erregung zu meistern, aber es gelang ihr schlecht.

„Wie fühlst du dich heute, Eva?“ fragte sie, hastig und ängstlich, wie es schien.

„Gut. Besser als sonst.“ Eva hatte sich aufgerichtet.

Frage und Antwort waren mechanisch erfolgt, und die Blicke der Schwestern brannten ineinander.

Nun kommt die Stunde der Abrechnung, dachte Eva und es wurde plötzlich still in ihr, ganz still.

Jetzt begann Sibylle leise, mit sonderbar erregter Stimme: „Da ist ein Brief gekommen für dich, Eva. Ehe ich ihn dir gebe, möchte ich eine Frage an dich richten“.

Die letzten Worte hörte Eva nicht mehr. Sie hatte sich in den Sessel zurückgelehnt und die Augen geschlossen, als wollte sie ihre Kräfte sammeln. Ihr Herz klopfte wie rasend. Endlich sah sie Sibylle wieder an.

„Schon?“ fragte sie leise. Nur dies eine Wort, nichts mehr.

„So weißt du, von wem der Brief ist?“ Sibylles Erregung schien zu wachsen.

„Ich weiß es: von Fritz Ressel.“ Eva sagte es fest und doch demütig.

Eine Weile kämpfte Sibylle mit sich selbst, dann warf sie den Brief, den sie immer noch in der Hand gehalten, beiseite auf den Tisch und legte ihre Hand auf Evas Arm.

„Nun mußt du mir alles sagen, Eva, nun ist es Zeit, und es wird dir nicht schaden. Aber klar muß es werden zwischen uns.“

Eva nickte.

Dann, langsam die Worte suchend, begann sie zu erzählen; ruhig, gleichmütig, als sei es das Schicksal wildfremder Menschen, von dem sie da berichtete.

Nichts verschwieg sie Sibylle. Von jenem sonnenhellen Frühlingstage, kurz nach der Mutter Tode, sprach sie, als sie Erichs ersten Heiratsantrag belauscht und dann empört und verwirrt hinausgelaufen war, Fritz Ressel getroffen hatte, und wie sie ihm gegenüber Sibylles Verlobung mit Dr. Brand schon als feststehende Tatsache hingestellt hatte, wie Ressel sie dann am andern Tage geküßt und später in seinem Schreiben Anspruch an ihre Person erhoben hatte.

„Das war meine Schuld gegen dich, Sibylle, dadurch hatte ich dein Glück zerstört, denn ich wußte, daß ihr beide, Fritz und du, euch liebtet, daß ihr einig wart, und ich drängte mich dazwischen in kindischer, dummer Eifersucht. Dafür muß ich nun büßen.“

Solange hatte Sibylle starr vor Staunen gelauscht. Nun hielt sie nicht länger an sich. Sie sprang auf und fuhr sich über die Stirn, als könne sie noch nicht fassen, was Eva da berichtete.

Und nun — Eva glaubte ihren Augen und Ohren nicht trauen zu dürfen — nun lachte Sibylle plötzlich und zitterte dabei doch vor Erregung, daß ihr die Tränen in die Augen schossen.

„Und das hast du glauben können, Evchen! Darum hast du dich gequält, darum dein und eines ehrlichen, braven Mannes Lebensglück zerstören wollen! Oh, du dummes kleines Evchen, bist doch noch ein rechtes Kind, mein kleines dummes Schwesterchen.“

Und immer noch unter Tränen lächelnd, zog sie Eva in ihre Arme und küßte sie.

„Nein, Evchen, von dem Vorwurf kannst du dich freisprechen. An jenem Tage, als du Fritz zum ersten Male wiedersahst, war zwischen ihm und mir schon alles aus, längst schon, und er wußte das, wenngleich er am andern Tage, während du auf dem Kirchhof weiltest, noch einmal bei mir eindrang, um mich zu bereden. Die Folge davon war, daß ich, um einen Schutz zu haben, Erich mein Jawort gab, nachdem ich ihm alles erzählt hatte. Ich hätte es sofort, bei seiner ersten Werbung getan, aber erst sollte er klar sehen, sollte alles wissen, alles, was ich ja nun auch dir erzählen kann.“

Sie war wieder ernst geworden und setzte sich Eva gegenüber.

„Ja, ich habe Fritz Ressel einst geliebt und an seine Liebe geglaubt wie an mich selbst. Bittere, schwere Kämpfe hat es mich gekostet, bis ich mich überzeugte, daß ich mein Herz einem Unwürdigen geschenkt, daß Fritz Ressel nie der Mann war, der einer Frau Schutz und Halt geben kann. Selbst ein schwankendes Rohr, wird er von seinen Gefühlen und Empfindungen hin und her gerissen.

Er schwur, mich zu lieben, und trotzdem brachte er sich aus Italien ein Weib mit, eine Art Modell, die ihn in ihren Fingern hatte und nicht losließ. Hundertmal hat er mir geschworen, mit ihr brechen zu wollen, und ebensooft hat er seinen Schwur nicht gehalten, bis ich endlich einsah, daß alles vergebens war. Da gab ich ihn auf. Du hast mit der Sache nichts zu tun, du bist ihm nichts schuldig, und niemals werde ich es dulden, daß du dich einem Menschen opferst, der deiner nicht wert ist.“

(Schluß folgt.)

— Verändert. Frau A.: Zankt denn Ihr Mann noch immer soviel mit Ihnen wie früher?

Frau B.: Nein, mich läßt er jetzt in Ruhe, jetzt schimpft er nur noch auf die Engländer.

Das Ende des Petar Brujac.

Eine Geschichte von der montenegrinischen Grenze. Von M. Proskauer.

Als die österreichischen Soldaten die Bergstraße bauten, die von Cattaro aus am Wachthaus Krstac vorbei den Lovcen heraufkriecht, war Petar Brujac, der Sohn des Hirten Stanko Brujac, ein kleiner Junge von 10 Jahren. Jeden Morgen lief er aus Vrba, wo sein Vater die weißen langhaarigen Ziegen hütete, fort und suchte die Soldaten auf, denen er kleine Gänge um Tabak oder Salami besorgte und wo immer ein paar Kreuzer für ihn abfielen. Als die Bergstraße fertig war und die Automobile aus Ragusa und Cattaro die engen Kehren herauf bis nach Cettinje hinein ratterten, war auch Petar Brujac größer geworden und lief nicht mehr um 2 Kreuzer einen halben Tag die Serpentine entlang.

Jetzt lungerte er an der Marina unten in Cattaro herum, wo die Dampfer aus Triest anlegten und hängte sich an die Fremden, denen er das Gepäck schleppte, die Stadt zeigte und auf alle Fälle Kronenstücke entlockte. Wenn kein Dampfer in der Borche zu sehen war, half Petar den Fischern oder lungerte in den Felshängen herum, die Cattaro schwarz und wuchtig umrahmen.

Eines Tages kam ein Schiff, dem ein magerer Herr entstieg, der die ihn umlauernden montenegrinischen und dalmatinischen Jungen genau ansah, dann den Petar zu sich heranwinkte und ihm seine Tasche zu tragen gab.

Neidisch sahen die anderen auf Petar, der anscheinend einen ganz reichen Forestiere erwischt hatte und stolz hinter dem Herrn herkeuchte. Der Fremde ging in das nächste Hotel, nahm den Jungen mit in sein Zimmer und begann ihn auszufragen. Da der Fremde ganz gut italienisch sprach, eine Sprache, die Petar in den Jahren seiner Tätigkeit im Hafen längst aufgeschnappt hatte, war die Verständigung leicht; und nach einer Stunde verschwand Petar im Trabe aus dem Hotel.

Am Abend kam er wieder, wurde von dem Fremden in sein Zimmer gelassen und berichtete, was er erforscht hatte. Der fremde Herr schrieb jedes Wort eifrig mit und nickte, denn die Auskunft, die Petar brachte, bewies daß er bei geeigneter Anleitung ein tüchtiges und wertvolles Werkzeug im Dienste der englisch-französischen Spionage an der Adria werden konnte.

Der Herr sah Petar lange prüfend an. Petar erwiderte den Blick aus seinen verschmitzt blitzenden Augen, schlenkerte mit den Beinen und sagte ruhig:

„Eh, Signore, hab' ich's gut gemacht? Soll ich auch zum Fort Trinita und Fort Vermac gehen?“

Der Fremde schwieg verblüfft. Petar lächelte und sagte:

„Und das neue Fort da oben am Lovcen, unterhalb Petrovici, das jetzt gebaut wird, das ist doch auch sehr schön?“

Damit hatte Petar, der Sohn des Ziegenhirten, gesiegt und war eine halbe Stunde später im Besitz von soviel Kronen, wie er vorher kaum Heller besessen hatte. Außerdem hatte er die begründete Aussicht, bald noch mehr zu verdienen. Er war sehr befriedigt, ebenso der Fremde, der schon am nächsten Morgen mit dem Eildampfer abfuhr.

Einige Zeit später verschwand Petar Brujac, der inzwischen durch bunte Schlipse und glitzernde Fingerringe berechtigtes Aufsehen unter den ehemaligen Freunden an der Marina gemacht hatte, aus Cattaro und damit aus dem Gesichtskreis der mißtrauischen Finanzer, die den montenegrinischen „Bazi“ schon lange mit Verdacht beobachtet hatten.

Aber schon 2 Jahre darauf tauchte Petar Brujac wieder auf. Er trug wieder die montenegrinische Tracht und die strohgeflochtenen Opanken, hielt sich sorglich von jeder verdächtigen Annäherung an die Forts fern und verlebte seine Tage friedlich als biederer einfacher Fischer. Bei Orahovac, dem kleinen Ort über der Bucht, dicht am Ljutabach, stand ein leeres Häuschen. Dort nistete er sich ein, malte das Haus schön hellrosa und die Fensterläden leuchtend hellblau an und brachte im übrigen seine Fische jede Woche auf den Markt an der Porto Finmera in Cattaro, wo er mit den Korporalsfrauen als echter Sohn der schwarzen Berge eifrig um jeden Heller feilschte. . .

Da grollte der Donner durch Bosnien und das Küstenland und rollte durch Oesterreich weiter über Europa. Der Krieg begann, der zweite und dritte Kriegsmonat folgten. Die Steine des Lovcenberges splitterten von Granaten aus österreichischen und montenegrinischen Geschützen, und vor der Bocche lauerte das französische Panzergeschwader.

Da ließ sich eines Tages der Hafenkapitän beim Brigadekommandanten von Cattaro melden.

„Exzellenz“, sagte er, „ich brauche ein paar tüchtige Leute. Wir haben nämlich irgendwo einen Spion hier. Eben bekam ich wieder die telegraphische Meldung, daß unsere Unterseeboote an der Lustica von dem französischen Geschwader beschossen worden sind. Das ist nun schon das fünfte Mal in diesem Monat. Exzellenz wissen selbst, daß man, wenn's mit rechten Dingen zugeht, von da draußen kein Unterseeboot erkennen kann.“

Der Brigadier runzelte die Stirn:

„Was wollen Sie machen?“

„Ich hab' einen Verdacht“, sagte der Hafenkapitän, „aber ich muß erst Gewißheit haben. Dazu brauche ich ein paar gute Schützen als Patrouille.“

Der General nickte und winkte einem Adjanten. Am Abend stieg der Kapitän mit 5 Mann vom Feldjägerbataillon, alle das Schützenschnür'l am Rock, in ein Motorboot und fuhr die Bucht entlang gegen die Adria zu. Vor dem Kanale di Kombur schon hielt das Boot, die Männer stiegen aus und kletterten die Berglehne hinan zwischen die Felsen. Die Nacht kam, ein Scheinwerfer aus dem Fort Mamola strich mit seinem riesigen weißen Finger über die Bucht; unbeweglich lagen die Männer, aber nichts rührte sich, nichts leuchtete auf, was als Signal dem Feindesgeschwader dort draußen hinter dem Berge hätte gelten können.

Endlos dehnten sich die Stunden, bis die Dörfer und Inseln wieder im hellen Morgenlicht dalagen. Der Kapitän hob das Fernrohr an die Augen und suchte Strich um Strich das Gelände ab.

Plötzlich fuhr er zusammen, stellte das Rohr noch schärfer ein und richtete es auf ein kleines helles Fleckchen, das harmlos und friedlich im Bergschatten lag. Die Feldjäger folgten der Richtung des Glases. Ihre Augen, gewöhnt, im Gebirge die Gemsen auszuspüren, sahen zusammengekniffen und doch schärfer dorthin.

„Ja, mei“, brummte einer, „das is a Hoan's Häus'l, weiter nix!“

Da hielt ihm der Offizier schon das Fernrohr hin.

„Grad auf das Häus'l schau und auf die Fensterläden“, sagte er hastig, „und sag' an, was er macht!“

Der Feldjäger blickte durch das Rohr:

„Jessas, was is das? Da is oaner narrisch geword'n! Immer auf und ab mit die Fensterladeln!“

Der Kapitän nahm sein Notizbuch und einen Bleistift und befahl:

„Jetzt paß genau auf, wie er die Fensterladen aufmacht, ob beide auf einmal oder einen! Sag's genau an, hörst du!“

Eintönig begann der Soldat:

„Oaner — beide — oaner — beide — beide — oaner. .:“

Der Offizier machte hastige Striche und Punkte in seinen Buch.

„Wahrhaftig — kurz — lang — kurz — lang —“ brummte er vor sich hin, „einfach nach dem Morsealphabet! So ein Kerl, so ein miserabler! Telegraphiert mit dem Fensterladen, nach den Kriegesschiffen da draußen! Na wart', du Hund!“

Er klappte das Buch zu, ließ die Soldaten antreten und fuhr gleich darauf im Schatten der Berge das Ufer entlang bis zur Ljutabucht. Hier unten ließ er drei Mann zwischen den Felsblöcken sich verstecken, mit den beiden andern stieg er den steilen Hang zu dem rosafarbenen Haus mit den hellblau gestrichenen Fensterladen hinauf. Friedlich und harmlos lag das Häuschen da. Da klirrte unter dem Fuß des Kapitäns ein großer Stein polternd in die Tiefe, oben am Häuschen flog die Tür auf, und ein Mann sprang in langen Sätzen heraus über die felsigen Platten des Abhanges hinauf zum Grat.

Ehe noch der Offizier einen Befehl geben konnte, knallte von unten aus der Bucht ein einziger Schuß, scharf und peitschend, und der Mann fiel, im Sprunge zusammenknickend, auf das Gesicht nieder.

Als die Soldaten hinzueilten und den Mann umdrehten, fanden sie, daß Petar Brujac die Kugel gerade in den Kopf bekommen hatte. Mit einer Hand hielt er noch das Signalzeichenbuch krampfig fest umklammert.

Und unten an der Bucht entlud der Feldjäger, der eben geschossen hatte, sein Gewehr und sagte gleichzeitig zu den beiden Kameraden:

„Is schon recht gescheh'n! Der Kerl, der tut uns nix mehr ausspionier'n!“

— Das Aergere. Bekannter (zum beurlaubten bayrischen Landsturmmann): Na, und wie war's denn in Flandern?

Bayer: Furchtbar!

Bekannter: Gelt, furchtbar anstrengend?

Bayer: Dös nit, aber allweil hab' i nichts als Wasser anschaun müssen!

— Sinnig. Soldat: Als du als Verwundeter aus dem Kriege zurückkamst, hat dich deine Köchin wohl sehr warm empfangen?

Kamerad: Und ob! Ueber der Küchentür befand sich ein Plakat mit der Inschrift: „Herzlich willkommen!“ — und das war von einer dicken Wurst umrahmt.